





# VERRENTET UND VERPLANT?

*Es ist noch lange nicht vorbei*

BRIGITA EGGER

Bisher erschienene Werke der Autorin:

WILLY, DIE LIEBENSWERTE RATTE, *Buchschmiede 2021*

WILLY, DIE LIEBENSWERTE RATTE – BAND 2, *Buchschmiede 2023*

JULIA – WIE ALLES BEGANN, *Buchschmiede 2023*

SKYLA – JULIAS VERMÄCHTNIS, *Buchschmiede 2024*

WENN ALLE SCHATTEN FALLEN, *Buchschmiede 2025*

IMPRESSUM:

© 2026

Autorin: Brigita Egger

Buchgestaltung: Wilhelm Ranseder, Buchschmiede von Dataform Media GmbH

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

Julius-Raab-Straße 8, 2203 Grobebersdorf, Österreich

[www.buchschmiede.at](http://www.buchschmiede.at) – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

[info@buchschmiede.at](mailto:info@buchschmiede.at)

ISBN:

978-3-99192-717-4 (Paperback)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig.

Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,

Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

# Vorwort

## WARUM DIESES BUCH?

Diese Geschichte begann mit einer Frage. Nicht mit einer großen. Nicht mit einer dramatischen. Sondern mit einer dieser Fragen, die man im ersten Moment lächelnd beantwortet – und die einem später nicht mehr aus dem Kopf gehen.

Bei der Präsentation meines letzten Kriminalromans beugte sich eine Journalistin zu mir und fragte: „Brigita, wie kamen Sie eigentlich auf die Idee, nach zwei Romanen und zwei Kinderbüchern nun einem Krimi zu schreiben? So vielseitig, wie Sie sind ... Mich würde es nicht überraschen, wenn da noch etwas ganz anderes von Ihnen kommt.“

Ich lachte. Und sagte etwas Ausweichendes. So, wie man das eben macht. Doch innerlich dachte ich: Ja. Da kommt noch etwas. Und genau das halten Sie jetzt in den Händen.

Dieses Buch ist kein Roman. Kein Krimi. Keine erfundene Geschichte. Es ist Realität. Meine. Und vielleicht auch ein bisschen Ihre.

Ich habe dieses Buch geschrieben, weil es ein Thema gibt, das uns alle betrifft. Früher oder später. Manche freiwillig. Manche überraschend. Manche widerwillig.

Die Pension. Ein Wort, das nach Abschluss klingt – und sich doch oft wie ein Fragezeichen anfühlt.

Was bleibt, wenn der Arbeitsalltag wegfällt? Wer bin ich, wenn ich nicht mehr „muss“, sondern „darf“? Und warum fühlt sich dieser neue Lebensabschnitt manchmal leichter an, als gedacht? Und manchmal schwerer?

Ich wollte darüber schreiben, weil ich selbst mittendrin stehe. Nicht als Expertin. Nicht als Ratgeberin. Sondern als jemand, der es erlebt hat. Mit Humor. Mit Unsicherheiten. Mit Irrwegen. Mit viel Lachen – und ein bisschen Sahne.

Ich möchte all jenen, die kurz davorstehen oder bereits angekommen sind, ein Lächeln ins Gesicht zaubern und vielleicht auch den Mut geben, diesen Lebensabschnitt nicht als Ende zu sehen, sondern als Veränderung.

Gleichzeitig wünsche ich mir, dass dieses Buch von Kindern und Enkelkindern gelesen wird. Von Menschen, die danach vielleicht fragen:

„Mama, Oma – hattest du eigentlich Kindheitsträume?“

„Warum hast du dich für deinen Beruf entschieden?“

„War dein Leben so, wie du es dir vorgestellt hast?“

Wenn dieses Buch solche Gespräche auslöst, dann hat es mehr erreicht, als ich je planen konnte.

Ich habe nichts beschönigt. Nichts dramatisiert. Ich habe einfach erzählt. Denn ich glaube fest daran: Man muss kein außergewöhnliches Leben führen, um eine außergewöhnliche Geschichte zu haben. Man muss es nur leben. Genau das habe ich getan.

Dieses Buch ist meine Einladung an Sie. Lachen Sie! Nicken Sie! Erkennen Sie sich vielleicht wieder?

Und nehmen Sie eines mit: Es ist nie zu spät, neugierig zu bleiben.

Herzlich

BRIGITA EGGER

# Wie ich fast meine Zukunft löschte – und sie dann neu sortierte

Bevor die Pension in mein Leben trat, hatte ich bereits ein sehr erfülltes Verhältnis zu Fehlentscheidungen. Nicht zu kleinen, unauffälligen Fehlentscheidungen – nein. Zu grundsätzlichen. Lebensnahen. Nachhaltigen.

Vielleicht lag es daran, dass ich das schwarze Schaf in einer erstaunlich gut organisierten Familie war. Wir waren fünf Mädchen und ein Junge, und es schien von Geburt an klar zu sein, dass ich nicht in die Kategorie „zielstrebig“ fallen würde. Während meine Schwestern schon in Kindertagen erstaunlich präzise wussten, was sie einmal werden wollten – Friseurin, Schneiderin, Einzelkauffrau, eine sogar mit akademischem Anspruch –, stand ich daneben und dachte mir: Interessant.

*Offenbar habe ich den Orientierungssinn im Mutterleib liegen lassen ...*

## BEVOR REGELN NAMEN HATTEN

Ich kam aus Slowenien. Und ich kam aus einer Welt, in der „Komfort“ kein Zustand war, sondern eine Aufgabe. Nicht etwas, das man hatte. Etwas, das man herstellte.

Regeln gab es kaum. Nicht weil Erwachsene nachlässig waren. Sondern weil man sich Regeln nur dort leistete, wo sie wirklich gebraucht wurden.

Man regelte, was überlebenswichtig war. Alles andere erledigte der gesunde Menschenverstand. Und das Wetter. Meist das Wetter.

Fließendes Wasser im Haus gab es nicht. Nicht aus Prinzip. Sondern weil es eben nicht da war. Wasser war nichts Abstraktes. Es war etwas, das man holte.

„Nimm den Eimer richtig!“, sagte meine Oma.

„Ich nehme ihn doch“, sagte ich.

„Du trägst ihn schief.“

„Er ist voll.“

„Aber du wirst nass.“

Ich wurde nass. Sie hatte recht.

So funktionierte Lernen bei uns. Ohne Drama. Ohne Diskussion. Mit Ergebnis.

Geheizt wurde ein Raum. Der wichtigste. Der mit dem Herd. Dieser Herd war kein Möbelstück. Er war der Mittelpunkt des Hauses. Man kochte auf ihm, man saß neben ihm, man wärmte sich an ihm. Er war Wärmequelle, Treffpunkt und stiller Beobachter zugleich.

„Nicht so viel Holz“, sagte mein Großvater.

„Warum?“

„Weil wir es morgen auch noch warm haben wollen.“

So lernte ich früh: Wärme war nichts Selbstverständliches. Sie musste eingeteilt werden. Wie Zeit. Wie Kraft.

Warmes Wasser gab es auch. Theoretisch. Praktisch hieß das: Man erhitzte es. Man bewachte es. Und man benutzte es mit Bedacht. Nicht aus Sparsamkeit. Sondern aus Respekt.

Die Betten im Winter waren eine eigene Disziplin. Abends kamen Ziegelsteine ins Backrohr. Ganz normale Ziegel. Keine Erfindung. Keine Romantik. Man wickelte sie in Tücher und legte sie unter die Matratzen.

„Warum Steine?“, fragte ich.

„Weil sie warm bleiben“, sagte mein Opa.

„Warum bleiben wir nicht warm?“

Er grinste.

„Weil wir Kinder haben.“

Ich lachte. Und verstand trotzdem.

Warm war, was funktionierte. Luxus war, nicht zu frieren.

In Slowenien hatte nichts einen festen Platz. Aber alles hatte einen Sinn.

„Brigita, wo sind deine Schuhe?“

Ich sah an mir hinunter.

„An meinen Füßen?“

„Nein. Die anderen.“

„Warum andere?“

Mein Großvater setzte sich auf die Bank vor dem Haus und sagte den Satz, der meine Kindheit zusammenfasste: „Dann halt ohne.“

Das war keine Strenge. Das war Freiheit mit Konsequenzen.

Ich war ein Kind, bevor ich wusste, dass Kinder etwas durften oder nicht durften. Ich wusste nur, was funktionierte.

Man stand auf, wenn es hell genug war. Oder wenn es kalt wurde. Oder wenn jemand sagte: „Jetzt. Bevor es regnet.“

Kleidung war kein Ausdruck. Kein Statement. Sie war ein Zustand.

„Zieh dir was an!“, sagte meine Tante.

„Ich habe doch was an“, sagte ich.

Sie musterte mich.

„Mehr!“

„Warum?“

„Weil kalt.“

Das genügte mir. Denn Kälte kannte ich.

Wenn jemand sagte: „So gehst du nicht raus“, meinte er nicht: „Die Leute schauen.“ Er meinte: „Du wirst frieren.“

Niemand erklärte mir die Welt. Sie war einfach da. Unordentlich. Unperfekt. Aber ehrlich.

Eines Abends saß ich bei meiner Oma in der Küche. Die Hände voller Mehl. Der Kopf voller Geschichten.

„Du denkst dir zu viel aus“, sagte sie.

„Nein“, sagte ich, „das ist passiert.“

Sie lachte. Dann wurde sie ruhig.

„Kind“, sagte sie, „du hast so viel Fantasie, dass wir selbst an deine Geschichten glauben.“ Sie sah mich lange an. „In einer Welt, die so unglaublich ist, wie sie klingt“, sagte sie leise, „vielleicht ist es genau das, was dich eines Tages an dein Ziel bringt.“

Ich merkte mir diesen Satz. Mehr als alle Rezepte. Mehr als alle gut gemeinten Ratschläge.

Damals wusste ich noch nicht, dass mein kleiner Bruder und ich diese Welt bald verlassen würden. Nach dem Tod meiner leiblichen Mutter. In eine neue Familie. Mit neuen Eltern. Mit vier Schwestern. Mit Regeln.

Ich wusste nur eines: Hier war ich frei.

Und genau deshalb würden mir später Regeln nicht wie Halt erscheinen, sondern wie etwas, das mir plötzlich erklärt werden musste.

Aber das begann erst viel später. Als Kleidung nicht mehr nur warm sein sollte. Sondern richtig. Und bevor das mit der Jacke anfang.

## DIE SACHE MIT DER JACKE (ODER: WIE REGELN PLÖTZLICH WICHTIG WURDEN)

Ankommen bedeutete nicht nur, ein Bett zu haben. Oder warmes Wasser. Oder einen Herd, der funktionierte, ohne überredet werden zu müssen. Ankommen bedeutete auch: Regeln.

Viele davon waren leise. Unauffällig. Und genau deshalb so mächtig. Eine dieser Regeln begegnete mir an einem ganz gewöhnlichen Morgen im Flur.

„Brigita“, sagte meine Mutter und hielt mir eine Jacke hin, „so gehst du nicht raus!“

Ich blieb stehen. So, wie ich war. Ich schaute an mir hinunter. Kleid. Beine. Füße. Alles vorhanden. Nichts fehlte. Nichts fiel ab.

„Doch“, sagte ich ruhig. „Ich gehe doch.“

Meine Mutter seufzte. Dieses tiefe, erfahrene Seufzen, das Eltern perfektionieren, wenn sie wissen: Das wird noch dauern.

„Man sieht die Unterwäsche“, sagte sie schließlich.

Ich schaute wieder an mir hinunter. Langsamer diesmal. Sehr konzentriert. Ich sah: Stoff, Haut, meine Knie, ein bisschen Leben. Ich sah keine Katastrophe.

„Ich sehe sie nicht“, sagte ich ehrlich.

„Andere sehen sie“, sagte meine Mutter.

Das irritierte mich. Ich fragte mich, warum es Menschen gab, die auf so etwas schauten. Ich verstand es nicht.

„Dann sollen sie halt nicht schauen“, schlug ich pragmatisch vor.

Meine Mutter schloss kurz die Augen. Nur kurz. So, als würde sie innerlich bis zehn zählen – auf Deutsch, auf Slowenisch und vermutlich noch in einer dritten Sprache, die nur Eltern beherrschen.

„So funktioniert das nicht“, sagte sie.

Dieser Satz war mein persönlicher Endgegner. Er erklärte alles und nichts zugleich.

„Warum nicht?“, fragte ich.

„Weil es sich nicht gehört.“

Aha. Ein neues Wort. „Gehört.“

„Wem gehört es?“, fragte ich vorsichtig.

Jetzt mischte sich mein Vater ein. Er saß am Tisch, las Zeitung und tat so, als wäre er nur zufällig Zeuge dieses philosophischen Grundsatzdiskurses.

„Es geht nicht um Besitz“, sagte er ruhig. „Es geht um Ordnung.“

Ordnung. Noch so ein Wort, das plötzlich überall war.

„Aber ich habe kein Durcheinander gemacht“, sagte ich. „Ich will nur rausgehen.“

„Ja, das darfst du, aber nur angezogen“, sagte meine Mutter und hielt mir die Jacke näher.

Ich schaute die Jacke an. Sie schaute mich an. Wir hatten keine Beziehung.

„Ich bin angezogen“, sagte ich.

„Nicht genug“, sagte sie.

Ich verstand den Sinn nicht. Wirklich nicht. Ich wollte nach draußen, laufen, leben, vielleicht Unsinn machen. Ich wollte nicht über Unterwäsche diskutieren, über gesellschaftliche Normen nachdenken, mich plötzlich für die Blicke fremder Menschen verantwortlich fühlen. Aber ich merkte etwas Wichtiges: Ich konnte reden. Ich konnte argumentieren. Ich konnte erklären. Und trotzdem stand ich immer noch im Flur.

Am Ende passierte das, was fast immer passierte. Ich zog die Jacke an. Nicht überzeugt. Nicht einverstanden. Aber angezogen.

Ich ging zur Tür, drehte mich noch einmal um und sagte: „Ich verstehe den Sinn immer noch nicht.“

Meine Mutter nickte.

„Das musst du auch nicht.“

Mein Vater lächelte über den Rand der Zeitung.

„Manchmal reicht es, zu wissen, dass es so ist.“

Ich ging hinaus. Mit Jacke. Mit Fragen. Mit dem leisen Gefühl, dass ich diesen Kampf nicht verloren hatte, sondern nur vertagt. Denn eines wusste ich sicher: Ich würde ihn wieder aufnehmen.

Auch meine Haare waren ein Dauerthema. Ich hatte eine enge Beziehung zur Freiheit. Meine Haare auch.

„Die Schule ist kein Abenteuerspielplatz“, sagte mein Vater ruhig, während meine Mutter mit der Bürste näherkam wie mit einem Werkzeug, das gleich Arbeit leisten würde.

„Aber ich bin doch ein Abenteurer“, sagte ich.

Mein Vater lächelte kurz. Das war sein Zeichen, dass er mich verstand, ohne mich retten zu wollen.

Und dann war da mein kleiner Bruder. Der Junge. Der langersehnte. Der mit dem Engelsblick. Er konnte still sitzen, ohne dass jemand eingreifen musste. Er wusste, wo seine Schuhe waren. Ich wusste, wo meine Ideen waren. Leider nie gleichzeitig.

„Schau, wie brav er ist.“

„So ein lieber Bub.“

„Der macht euch noch Freude.“

Ich stand daneben. Auch brav. Nur anders.

Er schien perfekt in diese Familie zu passen. Ich schien ... eingeworfen.

Aber sie gaben sich Mühe. Und ich auch.

Ich lernte, dass man bitte sagt, auch wenn man es nicht meint. Dass man wartet, auch wenn man schneller denkt. Dass man sich anpasst, ohne sich ganz zu verlieren. Manchmal gelang mir das gut. Manchmal spektakulär schlecht.

„Sie ist ein Wirbelwind“, sagte meine Mutter einmal erschöpft.

„Nein“, sagte mein Vater ruhig, „sie ist nur noch nicht gezähmt.“

Ich wusste damals nicht, ob das ein Kompliment war. Heute weiß ich: Es war eines.

## DIE STUNDE, DIE PLÖTZLICH MEINE ZUKUNFT WOLLTE

Es geschah während der Schulzeit. Unerwartet. Überraschend. Hinterlistig.

Wir saßen da, geschneigelt, ahnungslos wie immer, als der Lehrer mit dieser Stimme, die nichts Gutes verhiess, sagte: „Heute sprechen wir darüber, was ihr einmal werden wollt. Wo eure Zukunft liegt.“

Zukunft. So ein großes Wort für einen Dienstagvormittag.

Ich rutschte ein Stück tiefer in meinen Sessel. Vielleicht übersähe er mich ja. Vielleicht war ich heute unsichtbar. Spoiler: Ich war es nicht.

Zuerst kamen die anderen dran. Einer wollte Astronaut werden. Natürlich. Ein anderer Wissenschaftler. Selbstverständlich. Eine wollte Ärztin werden, jemand Architekt, jemand „irgendwas mit Technik“.

Ich hörte aufmerksam zu. Sehr aufmerksam. Nicht aus Interesse, sondern aus taktischen Gründen. Vielleicht fiel ja ein Beruf vom Tisch, den ich mir kurzfristig ausleihen konnte.

In meinem Kopf hingegen ging es weniger strukturiert zu: Was will der Mensch von mir? Ich bin doch noch ein Kind. Warum

heute? Warum jetzt? Und warum alle anderen scheinbar mit fertigem Lebenslauf?

Die innere Panik setzte leise ein. So eine, die höflich klopft und dann einfach bleibt.

Und dann hörte ich meinen Namen.

„Brigita.“

Oh.

Alle Köpfe drehten sich zu mir. Ich fühlte mich plötzlich sehr ... vorhanden.

„Was möchtest du einmal werden?“, fragte der Lehrer freundlich. Zu freundlich. Das war verdächtig.

Ich öffnete den Mund. Schloss ihn wieder. Öffnete ihn erneut.

Nichts. Nicht einmal ein halber Astronaut.

„Na?“, hakte er nach. „Du musst doch an etwas glauben.“  
An etwas glauben?

Ich dachte kurz nach. Wirklich kurz.

Dann sagte ich, ohne zu wissen, dass ich damit eine kleine Erschütterung auslösen würde: „Ich glaube an mich.“

Stille. Keine gute Stille. Die andere.

Ich fuhr fort, weil Schweigen selten hilft: „Und an die Zukunft. Aber ... über die kann und will ich jetzt noch nicht entscheiden.“

Man hätte eine Stecknadel fallen hören können. Oder einen Lebensplan. Der Lehrer starrte mich an, als hätte ich gerade gesagt, ich glaubte an Einhörner mit Steuerberaterprüfung.

„Aber Brigita“, begann er langsam, sehr langsam, „man muss doch Ziele haben. Einen Plan. Einen Beruf. Etwas Konkretes.“

Ich zuckte mit den Schultern.

„Vielleicht“, sagte ich, „aber vielleicht muss man zuerst leben, bevor man weiß, was man wird.“

Unglaube in der Klasse. Entsetzen beim Lehrer. Ich sah förmlich, wie sein pädagogisches Weltbild kurz ins Wanken geriet.

„Das ist ... ungewöhnlich“, sagte er schließlich.

„Danke“, antwortete ich.

Das gefiel ihm nicht.

Die Diskussion war kurz. Und ehrlich gesagt: Ich verlor sie. Mit Pauken, Trompeten und ohne Aussicht auf Revanche.

Er erklärte mir, wie wichtig Orientierung sei, wie gefährlich Unentschlossenheit, wie notwendig frühe Entscheidungen. Ich nickte höflich und dachte dabei: *Wenn frühe Entscheidungen so gut sind, warum ändern dann so viele Erwachsene ihren Beruf?* Ich sagte es nicht laut. Man musste ja nicht übertreiben.

Als die Stunde vorbei war, blieb etwas zurück. Keine Klarheit. Kein Plan. Aber etwas anderes.

Zum ersten Mal war ich aufgefallen. Positiv? Negativ? Unklar. Aber egal. Ich war präsent gewesen. Nicht still. Nicht angepasst. Nicht mit geliehener Zukunft.

Und während die anderen ihre Astronautenhelme und Laborkittel innerlich wieder einpackten, wusste ich eines ganz sicher: Ich hatte vielleicht keinen Beruf genannt. Aber ich hatte mich gezeigt. Und das war – rückblickend – vielleicht der mutigste Schritt von allen.

Dadurch entwickelten sich eine blühende Fantasie und eine bemerkenswerte Naivität, was meine eigenen Fähigkeiten betraf. Während andere Kinder Astronaut:innen oder Prinzessinnen werden wollten, dachte ich pragmatischer. Ich wollte etwas Bedeutendes machen. Etwas, das Eindruck hinterließ. Etwas, bei dem Erwachsene ehrfürchtig nickten und sagten: „Aha. So eine ist das also.“

## MEIN ERSTER BERUFSWUNSCH

Aufgewachsen in einer liebevollen und sehr gläubigen Familie, war es schon von klein auf mein Wunsch, Nonne zu werden und der Kirche und dem lieben Gott zu dienen. In meinen Gedanken sah ich mich in der Kleidung einer Nonne, wie ich ehrfürchtig den Rosenkranz in den Händen hielt, während mich die Gemeinde achtete und zu mir hochschaute. Stolz erzählte ich meinem Vater von meinem Vorhaben.

Er sah mich ernst an und erklärte mir geduldig: „Liebes Kind, bedenke, worauf du verzichten musst! Im heißesten Sommer musst du diese dunkle Kleidung tragen, viel beten, Buße tun und vor allem abgeschottet in einem Kloster leben.“

Nachdem ich mir das alles bildlich vorgestellt hatte, verließ mich die Freude an meinem Vorhaben. Aus Angst, Gott wäre über meine Entscheidung traurig, fand ich immer eine Ausrede, den gemeinsamen Gottesdienst zu schwänzen.

## VON TRÄUMEN UND HALTESTELLEN: MEINE REISE ZUR BERUFUNG

Als ich diese Berufung schließlich losließ, entdeckte ich meine Liebe zu Tieren. *Ja*, dachte ich, *das ist es! Tierärztin!* Ich sah mich schon im strahlend weißen Kittel, bewundert und geliebt von allen. Also wünschte ich mir zu Weihnachten einen Goldhamster und versprach hoch und heilig, mich liebevoll um ihn zu kümmern. Vor der Schule, nach der Schule, jede freie Minute gehörte meinem kleinen Schützling.

Bis zu jenem Tag, an dem er reglos in seinem Käfig lag. Ich weinte bitterlich und lief zu meinem Vater, der mich fest in seine Arme schloss.

„Liebes Kind“, sagte er leise, „Tierärztin ist ein schwerer Beruf. Du beegnest täglich Tod, Leid und Verlust. Helfen zu wollen, ist wunderschön, aber du brauchst viel Kraft, um nicht daran zu zerbrechen.“

Ich dachte lange darüber nach. Und musste mir eingestehen: Auch das war wohl nicht das Richtige für mich.

Da ich mit Puppen wenig anfangen konnte und lieber mit Jungs spielte, sollte es nun etwas Aufregenderes sein. Die Antwort lag quasi vor unserer Haustür: ein riesengroßes Feuerwehrhaus.

*Feuerwehrfrau!*

In meiner Fantasie rettete ich Menschen aus brennenden Häusern, in voller Montur, mit Helm und Schlauch. Eine Heldin, bejubelt und respektiert.

Zu Hause verkündete ich meinem Vater stolz meine neue Idee. Während ich euphorisch erzählte, spielte ich gedankenverloren mit einer brennenden Kerze. Das Ergebnis: ein verbrannter Finger.

Mein Vater pustete darauf und erklärte ruhig: „Dieser Beruf ist gefährlich. Hitze, Rauch, lebensbedrohliche Situationen. Du musst körperlich stark sein und auch unter Stress einen kühlen Kopf bewahren.“

*Oje, dachte ich mir, das ist dann doch nicht das Richtige für mich.*

Kurz darauf entdeckte ich den Fußball. Das Poster von Diego Maradona im Zimmer meines Bruders hatte es mir angetan. Mit geschlossenen Augen stellte ich mir vor, wie ich vor einem vollen Stadion einen Elfmeter verwandelte, während die Fans jubelten.

„Go, Donna, go! Klon von Maradona!“

Noch am selben Tag begann ich mit meinem ersten Training. Anfangs lief es gut, bis ich, ohne Fremdeinwirkung und ohne Ball, plötzlich umknickte. Diagnose: Zerrung.

Mein Vater seufzte nur mild.

„Verletzungen, Trainingspläne, Auswärtsspiele, Busfahrten ... und vergiss nicht die Gemeinschaftsduschen.“

Ich gab den Traum auf, noch bevor mein Trikot richtig passte.

In der Pubertät wurde ich strategischer. *Topmodel*, beschloss ich. Laufsteg, Titelblätter, Bewunderung – und vor allem: keine Schweißflecken. Ich joggte und hielt eisern durch – bis ich nach einem Lauf zu Hause wieder aufwachte. Mein Kreislauf hatte andere Pläne gehabt.

Mein Vater saß an meinem Bett.

„Reisen, Fremdbestimmung, permanenter Druck. Andere entscheiden, wie du aussiehst und was du darfst.“

Das wollte ich nicht. Ich wollte mein Leben selbst gestalten.

Es folgten weitere Haltestellen: Profigolferin: Talent eher fürs Rasenmähen. Lebensmittelgeschäft: Besonders die Fleischtheke und ich wurden keine Freunde. Kindergärtnerin: zu viel Freiheit für die Kinder, zu wenig Durchsetzungsvermögen.

Der Rat lautete schließlich: etwas Soziales, etwas mit Menschen.

All diese Erlebnisse waren wie eine lange Zugfahrt mit vielen interessanten Haltestellen. Manche spannend, manche lehrreich, manche rückblickend eher unfreiwillig.

Heute bin ich angekommen. Ich steige nicht mehr aus und einen Platzverweis akzeptiere ich schon gar nicht.

Die Erfüllung habe ich in der Gastronomie gefunden. Mit Herz und Seele. Hier bin ich für Menschen da – spätabends, an Feiertagen, dann, wenn andere Türen geschlossen sind. Es braucht nicht immer eine Kirche, um Mitgefühl zu zeigen. Manchmal reichen ein offenes Ohr und ein ehrliches Gespräch.

Ich habe zwei Katzen aus dem Tierheim, unterstütze die Feuerwehr, die Jugend und genieße Fußball von der Tribüne.

Ich backe lieber Kuchen, als Hühner zu halbieren. Ich liebe Kinder – überall dort, wo sie mir begegnen.

Und wenn mein Vater mich heute fragt, ob er mir bei meiner Berufswahl geholfen hat, antworte ich lachend: „Ja. Indem du mir jedes Mal gezeigt hast, was ich **nicht** bin, hast du mir geholfen, herauszufinden, wer ich wirklich bin.“

Das Leben ist da, um es zu genießen. Um Haltestellen zu respektieren. Um bei Grün loszufahren, wenn der richtige Moment gekommen ist. Und genau den habe ich genutzt.

## ÜBER DIE SCHULE – UND WIE DEUTSCH PLÖTZLICH SINN ERGAB

Die Schule war für mich lange Zeit so etwas wie ein notwendiges Übel. Nicht böse gemeint – eher wie Spinat. Man wusste, er ist wichtig, aber Begeisterung löste er keine aus. Ich ging hin, weil man eben hinging. Lernte, weil es erwartet wurde. Wirklich lebendig wurde ich erst, wenn die Pausenglocke läutete.

Bis ich vierzehn war. Ja, genau. Vierzehn. In einem Alter, in dem andere darüber nachdachten, was sie am Wochenende anziehen würden, war ich mir plötzlich sicher: *Deutsch ist mein Lieblingsfach.*

Falls jetzt jemand denkt, ich hätte schon immer eine heimliche Leidenschaft für Grammatikregeln gehabt, muss ich enttäuschen. Die kam später. Viel später. Wenn überhaupt.

Alles begann in der ersten Klasse Hauptschule, genauer gesagt in der legendären 1D. Ein Klassenzimmer voller pubertierender Fragezeichen, überschüssiger Energie und der stillen Hoffnung, möglichst unauffällig durchs Schuljahr zu kommen.

An einem ganz normalen Morgen hieß es plötzlich: „Wir bekommen zwei neue Lehrer.“